Was Dir bestimmt [Fortsetzung]

Autor(en): **Markwalder, Marga**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **37 (1947)**

Heft 8

PDF erstellt am: **03.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-637200

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

12. Fortsetzung

«Warum hat sich der Herr Schwiegersohn nicht in den Gehrock gestürzt?» erkundigte sich Wilhelm Amberg, der stets tadellos gekleidete Geschäftsherr, das noch ungewohnte «Du» vermeidend, leicht unangenehm überrascht von dem proletarischen Aussehen des Bräutigams.

Dr. Germann sah an seinem schwarzen Anzuge nieder und liess seine Augen dann über die vornehme, diamantenglitzernde, parfümierte Gesellschaft gleiten, über den sorglich präparierten Kopf des Zuger Konditors, wo die Kunst des Haarschneiders mit mathematischer Genauigkeit die wenigen noch vorhandenen Haare über die kahlen Stellen geleimt hatte, und blieb schliesslich in einem spöttischen Augenpaar hangen, aus dem ihm offenes, lachendes Verständnis entgegenblitzte. Worauf er zurücklachte und leichthin meinte:

«Ich besitze keinen Gehrock; hat auch gar keinen Wert. Ich würde ihn doch nur alle zehn Jahre einmal tragen.» Annelies schob ihre Hand in seinen Arm und rückte ihr Gesicht in das schwarze Tuch. Es war ihr lieber als alle Gehröcke der Welt. Dr. Germann trug weder Handschuhe noch Lackschuhe, und den Hut, ja, den hatte er wohl irgendwo liegen gelassen, im Sprechzimmer unten oder gar beim Pfarrer. Er nahm das weisse Mädchen an der Hand und führte es hinaus. Es war höchste Zeit; vor der Trauung in der Kirche sollte noch die Trauung beim Standesbeamten stattfinden. Annelies schämte sich tief für Mama und Lilian, die nicht so viel Takt besessen hatten, all den Prunk zu unterlassen. Gedachten sie wohl, hier oben damit Eindruck zu machen? Man würde ja nur lachen und jahrelang über diesen Alpaufzug witzeln!

«Lys! Dein Brautbukett liegt im Wagen. Wir haben stillschweigend angenommen, dass dein Herr Bräutigam nicht daran denken werde», rief Lilian dem Brautpaar in das Halbdunkel des Treppenhauses nach.

«Habe ich etwas vergessen für dich, kleines Meiteli?»

«Oh, nichts Wichtiges. Ich habe selbst nicht mehr daran gedacht.»

«Ist es sehr schlimm mit mir?»

Statt aller Antwort befreite sie ihre Hand aus der seinen, griff sich in den Nacken, löste dort die kostbare Kette, streifte sich den Ring vom Finger und liess alles in seine Tasche gleiten. Und da sie schon etwas geneigt stand, berührte sie mit den Lippen seine leicht nach Karbolseife riechenden Finger. Wurde sie es gewahr, wie symbolhaft diese Handlung war? Nein. Sie wollte nicht durch Glanz und Flitter von ihm abstechen, und sie hatte ihn lieb. Das war alles. Ihn aber drohte die Bewegung zu übermannen. Rasch zog er sie weiter, ins Freie hinaus. Wilhelm Amberg war vom obersten Treppenabsatz aus unbeachteter Zeuge des kleinen, so bedeutungsvollen Zwischenfalles gewesen und wurde für den ganzen Tag nachdenklich gestimmt. Welch ein liebes, anhängliches Geschöpf hatte sein Haus zwanzig Jahre lang beherbergt! Er hatte nichts davon geahnt, über seinen Teppichen die Herzen und die Seelen seiner Kinder vergessen. Das entdeckte er just an dem Tage, da Annelies das Vaterhaus verliess...

Dann gerieten sie in die Bahnen der sich immer gleichbleibenden Hochzeitsgebräuche und Zeremonien. Annelies erinnerte sich später nicht mehr an Einzelheiten. An jenem Tage wurde mit ihr so sehr Schicksal gespielt, dass sie kaum zur Besinnung kam. Nur zwei Dinge gruben sich unauslöschlich in ihrer Seele ein: Nie vergessen würde sie jenen kalten, zitternden Schauer, der sie überfallen, als ihr beim Eintritt in die Kirche die Orgel entgegengedröhnt und ein Gefühl restlosen Losgelöstwerdens, innigster Hingabe sie erfüllt hatte — der Hingabe an wen? An den ernsten Mann an ihrer Seite, der ihren Arm fest und beruhigend an sich drückte, oder an den, in dessen Namen dieses Haus erbaut worden war? — Nie vergessen würde sie auch Pauls Blick und den Druck seiner Hand vor dem Traualtar, nachdem sie ihr kaum hörbares «Ja» gesprochen hatte. All seine überquellende Liebe, seine tiefe Güte, ein letztes, heiligstes Versprechen von Geduld lagen darin. Und Schmerz. Ja, Schmerz. Was hatte der traurige Geselle in diesen grüngrauen Augen zu suchen?

Dass beim Zivilstandsbeamten, dem Ziviler, wie er genannt wurde, noch der Morgenkaffee auf dem Tische stand, dass die kleine Kirche, zu Anneliesens unangenehmem Erstaunen nicht leer, sondern prall von neugierigen Dorfbewohnerinnen gefüllt war, dass Mama beim Hochzeitsessen im «Biisluftbedli» oben die Hände ringen musste, als sie den Schmuck am Halse der Tochter vermisste, und es nicht unterlassen konnte, zu betonen, wie viele tausend Franken er gekostet hatte, dass Paul vom Essen weg zu einer Patientin gerufen wurde, dass Gottlieb Mauggler über den Durst trank — seiner ungenierten Erklärung, alles «Geistige» sei hier oben hundeschlecht zum Trotz — und gegen Abend glaubte, anzügliche Witze an den Mann bringen zu müssen —, wie wesenlos war das alles vor *seiner* Liebe, die nun über ihr zusammenschlug. —

IV. TEIL

Wie gefällt es dir?

Aus dem schnippischen, verwöhnten Allerweltsgirl wurde eine treue, anhängliche Frau, die rührend besorgt war um das Wohl des Mannes, dem sie nun angehörte. Der trotzige, leicht überhebliche Zug um den feinen Mund verschwand und machte einem entzückenden Lächeln Platz. Annelies war glücklich, restlos glücklich. Sogar mit der Arbeit hatte sie sich ausgesöhnt und befreundet, seitdem sie sie für den geliebten Mann verrichtete. Dieses Haus, das ihr Paul gebaut, sie hatte es lieb; jedes Eckchen, die blitzblanke, elektrische Küche, die Aussicht auf das grünende Tal, der warme, trauliche Geruch des Holzes begeisterten sie immer wieder von neuem. Unermüdlich war sie tätig; trotzdem ihr eine Frau jeden Morgen die groben Arbeiten abnahm, fegte und glänzte sie von morgens bis abends, auch dort, wo es längst nichts mehr zu fegen und zu glänzen gab. Dieser Uebereifer, der ein paar Frühlingswochen anhielt, legte sich zwar; Annelies lernte es, die Arbeit einzuteilen, wobei sie der Grossmutter manchen guten Rat zu verdanken hatte, so dass ihr bald der ganze Nachmittag zu eigener Bestimmung frei blieb. Dann setzte sie sich an den kleinen Flügel und spielte getreu nach Befehl Mozart und Schubert, oder sie las sich durch Gotthelfs Schriften durch — und lernte sogar etwas dabei! —, überflog aber jene für ihren Geschmack allzulangen Stellen, wo der Dichter ins Predigen verfällt. Man verzeihe ihr diese Gedankenlosigkeit; war sie doch vor kaum einem Jahre noch immer auf dem Sprung gewesen nach dem Allerneuesten, dem Allersensationellsten!

Oft arbeitete sie im Garten, säte eifrig, setzte unbekümmert die Salatsetzlinge viel zu nahe beieinander, legte die Gladiolenknollen verkehrt in die Löcher — einerlei, sie tat etwas! Die Zeit würde ihr dann die Frage, was sie mit dem vielen Küchengewürz anfangen wollte, schon stellen, der Setzlinge nahmen sich zuvorkommend die Schnecken an, und bei den Blumen half die gütige Natur, indem sie die Stengel, so gut es gehen mochte, kreuz und quer aus dem Boden trieb.

Oder sie besuchte ihren Doktor in der Apotheke, schaute zu, wie er die Medikamente mischte, fragte, liess sich erklären, trotzdem es ihr nicht so sehr um das Wissen zu tun war.

Seine Praxis war nicht allzugross, aber ausgedehnt, und oftmals musste er von einem Kranken zum andern eine Stunde Weges zurücklegen. Zu Fuss, zu Pferd, mit dem Fahrrad oder in seinem kleinen Wagen war er unterwegs in stechendem Sonnenglast, strömendem Landregen, peitschendem Sturmwind, rollendem Gewitter.

«Wir Landärzte sind keine ‚Menschen in Weiss', keine eurer vielbewunderten Helden des Operationssaales, sondern ganz einfache Arbeiter mit schmutzigen Stiefeln, einer alten Windjacke und einer abgegriffenen Tasche. Und unsere Patienten sind keine reichen Nichtstuer, die vor lauter Langeweile nicht wissen, an welcher Krankheit sie leiden sollen, sondern Bauern, arme Leute, die vom frühen Morgen bis zum späten Abend schuften müssen, um neben den Zinsschulden wenigstens das nackte Leben dem Boden abringen zu können. Sie haben keine Zeit, krank zu sein, und werden sie es dennoch, so holen sie den Arzt für gewöhnlich erst dann, wenn der Patient schon mit einem

Beine im Grabe steht. Zu mir kommen sie in der Regel erst, wenn wahre Todesangst sie treibt. Es gibt Ausnahmen, gewiss, und die gehören meistens dem weiblichen Geschlecht an.» Er verwarf die Arme und ging mit grossen Schritten in der Apotheke auf und ab. «Ich kann an diese Menschen hier oben hinreden und reden, was und so schön ich will — sie hören mir lächelnd und überzeugt nickend zu, kehre ich ihnen den Rükken, so haben sie auch schon alles vergessen. Frische Luft! Was brauchen sie frische Luft! Wenn sie frische Luft wollen, dann gehen sie aufs Feld, zu Hause können sie sie ring entbehren. So gibt es Höfe, in denen die Fenster überhaupt nur zweimal im Jahre geöffnet werden: im Frühling, wenn die Geranien auf das äussere Gesimse gestellt werden, und gegen den Winter, wenn sie ihren Platz an der frischen Luft mit demjenigen im Keller oder in der stickigen Stube tauschen müssen. Den Ruf: ‚Mineli, mach das Fenster auf, der Doktor kommt!' höre ich jeden Tag ein paarmal. Dabei sind diese dumpfen Stuben, wo man die Luft auslöffeln könnte, eine wahre Brutstätte für Tuberkulose, Skrofulose und Rachitis.»

Annelies erinnerte sich, dass der Pfarrer in seiner Traurede dasselbe betont und ihr Geduld und Nachsicht empfohlen hatte, Nachsicht mit dem Manne, der oftmals niedergeschlagen, sterbensmüde, verzweifelnd heimkommen mochte von einem Krankenlager, an dem all seine Kunst, sein Wissen versagt hatten, da ein Höherer gesprochen.

«Warum gibst du dich denn so aus auf diesem unfruchtbaren Posten, dieser unbefriedigenden Arbeit?»

«Es ist trotzdem keine unnütze, keine unfruchtbare und keine unbefriedigende Arbeit, Annelies. Die Menschen hier oben benötigen die Hilfe nicht weniger als diejenigen in der Stadt, ihre Not, ihre Schmerzen sind nicht geringer, im Gegenteil. Die Hilfeleistung ist oft dringlicher, die Verantwortung ungleich grösser. Es ist noch lange nicht dasselbe, ob ein Arzt in dem blitzblanken Saal einer Klinik am Bette einer Gebärenden steht und neben sich eine Hebamme und drei Schwestern zur Verfügung hat, oder ob er sich allein in einer ärmlichen Kammer sieht, wo mit Mühe ein sauberes Becken aufzutreiben ist und die Hilfe aus jammernden Angehörigen besteht.»

«Da musst du wohl oft sehr strenge sein?»

«Es ist leider nötig, sonst tanzen sie mir auf der Nase herum!»

Annelies gegenüber war er aber von strömender Zärtlichkeit und einer wirklich rührenden Geduld, fand ihr Geköche ausgezeichnet, lobte sie über Gebühr, so dass sie sich manches Mal beinahe schämen musste. In ihrem Tun und Treiben fühlte sie sich oft von ihm aufmerksam beobachtet. Sie wusste, was hinter diesen forschenden Augen vor sich ging, und pflegte ihn auszulachen:

«Du willst wohl den Augenblick, wo mir diese Arbeit verleidet, nicht verpassen? Bei diesem Warten kannst du aber alt werden — es gefällt mir nämlich immer besser.» —

Mit beklemmendem Staunen bemerkte Annelies, wie sie diesem Manne immer mehr verfiel, wie die Liebe zu ihm sie ganz bannte, je besser sie ihn kennenlernte.

Zum 100. Geburtstag von Ulrico Hoepli

des grossen Schweizer Verlegers in Mailand

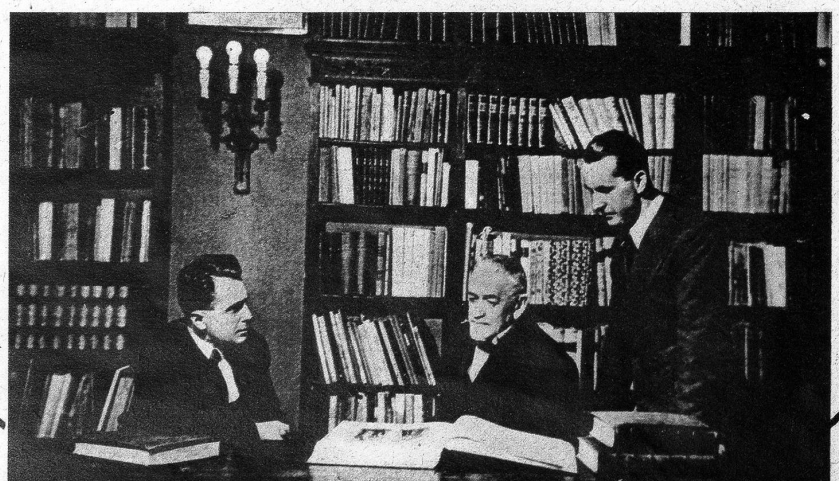
Ulrich Hoepli als Wanderbursche

Ulrich Hoepli mit seiner Gattin

Ulrico Hoepli, Träger vieler Orden, Verleger und Buchhändler des Königlichen Hofes und Dr. h. c. der Universität Zürich seit 1901, wurde am 18. Februar 1847 in Tuttwilerberg, einem kleinen Weiler beim Dorfe Tuttwil im Kanton Thurgau geboren. In Zürich erlernte er den Beruf in einer Buchhandlung und besuchte daneben die Schule, als ob er die Bücher von innen und aussen prüfen und sie mit doppelter Liebe umfassen wollte, für das, was sie lehrten, und auch für das, was sie im Handel galten. Mit ungefähr 18 Jahren überschritt er den Rhein, ging nach Leipzig, hielt sich längere Zeit in Breslau auf, zog dann hinunter nach Wien und begab sich nach Aegypten. Dort, in Kairo, war er in der damaligen Bibliothek des Chevidin tätig, kehrte jedoch nach wenigen Monaten über Triest nach Europa zurück und reiste 24jährig nach Zürich. Von dort kam er im Dezember 1870 nach Mailand, wo er sich die Buchhandlung des geschätzten Sachsen Laengner erwarb. Am 18. Februar 1872 heiratete Hoepli die Zürcherin Elisa Haeberlin, die ihm während 56 Jahren (sie starb 1927) eine hilfreiche und anspornende Lebensgefährtin war. Hoepli träumte in jener Zeit von der Erstellung von Zweiggeschäften seiner Buchhandlung in anderen Städten. Er gründete deren eines in Neapel 1873, ein zweites in Pisa, ein drittes in Triest, überzeugte sich aber bald, dass es für ihn besser sei, seine ganze Tätigkeit in Mailand zu konzentrieren, in der moralischen Hauptstadt des jungen Reiches, dem grossen Ausbreitungszentrum des neuen nationalen Lebens. Erst in den letzten Jahren seines Lebens hat er die Buchhandlung Treves in Rom gekauft.

Die von Hoepli herausgegebenen Werke haben alle Welt durchlaufen. Eine täglich wachsende Lawine von Bänden der Wissenschaft, Geschichte, Literatur und Kunst hat die afrikanischen Ufer des Mittelmeeres berührt, hat jeden Winkel des europäischen Festlandes überflutet, hat das angelsächsische und das lateinische Amerika erreicht und in der alten und neuen Welt geleuchtet. Er war ein Fürst und Herr unter den Verlegern, Beherrscher der Wissenschaften und Künste, Verleger von Fürsten, Königen und Päpsten. Damit hat er sich gewiss nicht nur einen unvergänglichen Namen errungen, sondern einen unsterblichen! Denn die Tausende und Tausende von Bänden, die er in mehr als 60 Jahren in allen Ländern und auf allen Kontinenten verbreitet hat, haben seinen Namen tausendfach verkündet. Von ihm werden in neu gebildeten Sprachen die Enkel in kommenden Jahrhunderten noch reden und rühmen, so wie wir heute bei unserer täglichen Arbeit die Namen der grossen Meister der Buchdruckerkunst vergangener Jahrhunderte finden und aus den sprechenden Drucktypen noch ihre Mühe und Arbeit, ihr Leiden und Schaffen erkennen.

Der grosse Verleger in seiner Buchhandlung in Mailand mit seinen beiden Neffen Carlo Hoepli und Edoardo Aeschlimann



Ob sie sich nicht nach Hause zurücksehnte, in die hochherrschaftliche Villa am Zürichsee? Nie. Sie dachte kaum daran, war ihr doch, als sei dieses Tal mit seinem muntern, klaren Flüsschen schon jahrelang ihre Heimat. Mühelos bahnte ihr die Liebe den Weg zurück zu dem Leben ihrer Grosseltern, welche ursprünglich bäuerlicher Abstammung gewesen waren, zu dem recht ärmlichen Leben, das ihre Mutter als Tochter des Mendrisiottos geführt hatte. Fritz kam oft, brachte auch etwa mal seinen Freund Werner mit. Letzteres allerdings ohne Mamas Wissen. Dann ahmte er mit viel Geschick die «hochmütige Fresse» Liliaaams nach, erzählte, Mama und die Ex-Excellenz wollten nach Venedig fahren, er freue sich schon auf die Freiheit, die er dann ausgiebig geniessen wolle. Es waren lustige, fidele Tage im Hause des Doktors. Helles Lachen, fröhliches Gekicher drang aus den offenen Fenstern, so dass den Tössmattern, welche im Wartezimmer sassen, die Zeit nicht lang wurde.

Nein, Annelies sehnte sich nicht zurück in ihr früheres Leben. Paul Germann sah wohl, wie sie sich gewandelt hatte, wie sie aufblühte, las das Glück in ihren lieben Zügen, hörte sie durch das Haus trällern, wenn sie mit ihrem Flaumer und dem Staublappen von Zimmer zu Zimmer huschte, beobachtete sie einmal, wie sie verstohlen ihr Gesicht in seinen Mantel, der im Flur hing, presste, als sie sich unbeobachtet wähnte. Aber der Undankbare glaubte nicht an das, was er sah. Immer und immer wieder fragte er sich, wie lange wohl diese Verzauberung anhalten würde ...

Mit den Dorfbewohnern war Annelies ziemlich vertraut geworden, soweit die Verschiedenheit eine Vertrautheit überhaupt zuliess. Für die Tössmattener war und blieb sie die Millionärin, und Paul Germann hatte «mehr Glück gehabt als Verstand». Mochte sie nun arbeiten, wie sie wollte, der goldene Hintergrund blieb da. Den jungen Frauen konnte dieser Umstand nur lieb sein, sahen sie sich doch so der Sorge um eine Patin für die zu erwartenden Kinderchen enthoben. Sie machten sich bald freundschaftlich an die junge Frau des Arztes heran. Die unverheirateten Frauenzimmer zwischen sechzehn und fünfzig Jahren aber konnten begreiflicherweise nicht fassen, was Dr. Germann an diesem «Bleichschnäbeli», diesem «Hämpfeli» fand, und liessen es ihn merken. Auf seltsame Art: die einen wollten nun ihm zuleide nie mehr krank werden, die andern wurden noch kränker und verlangten seine ganze ärztliche Kunst, seinen männlichen Trost und all seine Sorge.

Die Verwandten schüttelten den Kopf: «Wenn sich der Päuli nur nicht den lätzen Finger verbunden hat mit diesem Sprensili!»

Dieses «Sprensili» wurde von ihnen Frä Baas genannt, zum hohen Ergötzen der also Betitelten. Die zarten Gemüter aber labten sich an der Mär von der reichen Tochter, die den Landarzt heiratete und nun für ihn arbeiten wollte und verhätschelten die kleine Frau nach Noten. Die Herren der Schöpfung Tössmattens hatten samt und sonders nichts einzuwenden gegen das Labsal, das sich ihren unverwöhnten Augen täglich bot, wenn «die chli Frau» in ihrer schmucken Arbeitstracht sich durch die Dorfstrasse zur Krämerin begab.

Annelies ihrerseits gab sich ehrlich Mühe, diese Menschen, vorab Pauls Verwandte, liebzugewinnen.

Da war ein Onkel mit einem roten Schnauz und lustigen blauen Aeuglein. Er hatte nebst dem unvermeidlichen Stumpen stets einen träfen Witz im Munde, schimpfte über seine «Alte», wurde aber zu Hause unter dem Szepter dieser Huldin recht kleinlaut und zahm. Er half Annelies etwa beim Umgraben im Garten, führte Mist und Jauche und fühlte sich besonders zum Inhalt der unnützen Hausbar hingezogen.

Der Bäcker, dick und verschlagen, war ein Vetter Pauls. Er schickte jeweils des Morgens seinen halbwüchsigen Jungen mit dem Brot ins Doktorhaus. Der krähte dann: «'s Brot, Tante!» ins Treppenhaus und staunte aufgerissenen Mundes diese Tante an.

Im alten Teil des Dorfes wohnten zwei Verwandte, Grossonkel und -tante; sie waren beide über achtzig Jahre alt. Annelies ging sie etwa besuchen, brachte ihnen Blumen oder einen selbstgebackenen Kuchen mit. Und sie lachten mit ihren zahnlosen Mündern und wackelten mit den grauen, strupligen Köpfchen.

Etwas ausserhalb des Dorfes, in dem Hause, in welchem Paul Germann aufgewachsen war, wohnte eine Base, Jungfer Rosa, die Näherin, ganz einsam, still und bescheiden. Tagsüber ging sie auf die «Stör» in die Bauernhöfe.

Eine treue Seele war Schwester Margrit, jene Schwester Margrit mit der rauhen Stimme und dem schwarzen Kleide, die Annelies so erschreckt hatte. Sie half Paul in der Praxis, der Apotheke und amtete als Gemeindeschwester. Annelies fand sie von beinahe beängstigender Tätigkeit. Was sie in die Hände nahm, war in kürzester Zeit untadelig erledigt, handle es sich um einen Verband oder um das Putzen ihres eigenen kleinen Häuschens, das sie nun allein bewohnte. Und wie sie die Männer hasste und sie verfolgte mit ihren Sprüchen!

Wo Annelies Zuneigung fand, da war sie schnell heimisch, wo sie auf Abneigung oder Neid stiess, fanden ihre Mundwinkel ebenso schnell den Weg nach unten; denn natürlich besass sie auch Widersacher. Gut war's, dass sie nicht vernahm, was sich die Waschweiber kopfschüttelnd und händeverwerfend über ihr früheres Leben zu berichten wussten.

Tössmatten war für Annelies ein schönes, liebes Dorf, und alles, was darin geschah, war recht und gut, weil es — *sein* Dorf war. Sie machte ungläubige, erstaunte Augen, als ihr Paul einmal klarmachte, wie gross die Armut der Bevölkerung sei.

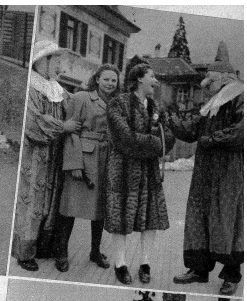
«Armut und Schmutz gehören nicht unbedingt zusammen.» Es war bei einem kurzen Sonntagnachmittagsspaziergang. Paul zeigte mit der Hand auf das Dorf hinunter, in dem auch sein Heim stand.

«All diese Häuser sind tief verschuldet; auf ihnen lasten die Hypotheken wie ein grauer, riesiger Drache, der alles Leben, jedes junge Vorwärtsstreben und Aufblühen im Keime erstickt. Bauernhöfe sollten überhaupt nicht belastet werden müssen.

(Fortsetzung folgt)

Wenn die «Röllibutzen» das Szepter führen

Wie überall im Sarganserland, so gerät auch in Wallenstadt die Bevölkerung während der Fastnachtszeit ausser Rand und Band und hat kaum noch etwas anderes im Kopf als das «Butzen», wie das Fastnachtstreiben hierzulande genannt wird. Die grössten Sorgen sind dann, mit welchen originellen Scherzen oder gar tollen Streichen die guten Mitbürger aufs Korn genommen werden könnten. Da wird selbst der biederste Mann zum ausgelassenen Lausejungen, denn das ist die einzige Gelegenheit im ganzen Jahr, um so richtig austoben zu können. Da braucht man vor niemandem ein Blatt vor den Mund zu nehmen, wenn man einem die Schandflecken des vergangenen Jahres unter die Nase reibt und ihn nach alter Väter Sitte «hoch» nimmt. Hier gehört das seit alters her zur eingefleischten Fastnachtstradition, und die wird, wie nicht gerade etwas anderes, hoch in Ehren gehalten. Zu dieser Tradition gehören aber vor allem die von den Kindern, oft sogar auch noch von den Erwachsenen, gefürchteten «Röllis» im bunten Blätterkleid und mit grün-rot karierten Kopftüchern und Rollengurt angetan. Sie tragen fratzenhafte, kunstvoll geschnitzte Holzlarven, deren angsteinflössende Grimassen phantasievoll ausgemalt sind. Die kostbaren alten Larven sind Eigentum der Gemeinde, deshalb nennt man sie auch kurzerhand «Gemeindelarve». Diese Röllibutzen» erfüllten ursprünglich mehr sittenpolizeiliche Aufgaben. Mit einer Art Holzkeule oder seltener auch mit einer Schweineblase bewaffnet, jagten sie am Abend die Kinder nach Hause und vertrieben lichtscheues Gesindel. Ueberlieferungsgetreu sind sie auch heute noch hinter den Buben her, von denen mancher von kilometerweitem Hetztreiben berichten kann. Aber alle Burschen sehnen sich natürlich darnach, selber einmal in der Aufmachüng eines «Röllis» triumphieren zu können. Eine neuere Erscheinung ist vielleicht der ulkige Fastnachtsumzug, den sich die Wallenstädter heute auch nicht mehr nehmen lassen würden. Da werden auf kunst- und einfallsreich arrangierten und aufgebauten Wagen die aktuellen Probleme auf köstliche Art unter die Lupe genommen und durch den Kakao gezogen. Selbst die Honoratioren der Gemeinde müssen an der unnachsichtigen Fastnacht allerhand verdauen können und über eine dicke Haut verfügen, wollen sie all die Scherze ruhig über sich ergehen lassen. Aber eines ist gewiss — für jung und alt ist hier die Fasnacht das grösste Fest des Jahres, an dem jeder ungeniert sagen kann, was ihm beliebt, und an dem man allenthalben 9 gerade sein lässt, ohne dass irgendwo böses Blut aufsteigt. An der Wallenstädter Fasnacht da führen nur die «Butzi» das Regiment!



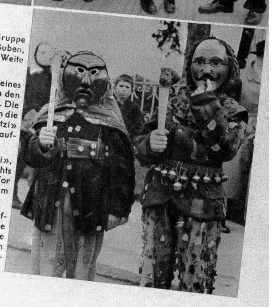
Zu den traditionellen Fasnachtserscheinungen in Wallenstadt gehören auch die Dominos. Diese eher mysteriösen Gestalten scheinen jedoch im Aussterben begriffen zu sein, da man sie nicht mehr so viel antrifft wie früher

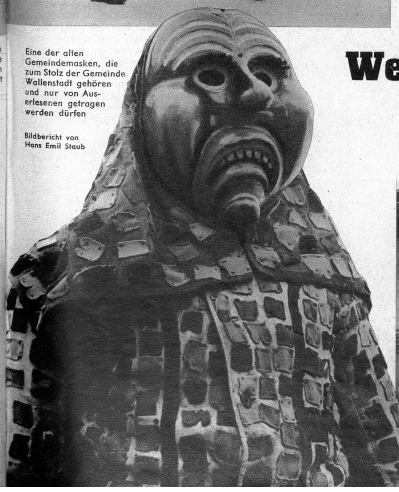
Oben: Eine «Röllis»-Gruppe auf der Jagd nach Buben, die laut kreischend das Weite suchen

Oben rechts: Ein kleines amüsantes Intermezzo in den Strassen von Wallenstadt. Die beiden Mädchen scheinen die Annäherung dieser «Butzi» mit gemischten Gefühlen aufzunehmen

Rechts: Zwei kleine «Röllis», die den grossen in nichts nachstehen möchten. Vor ihnen sucht jedoch kaum jemand das Weite

Links: In ihrer bunten Aufmachung durchziehen die «Röllis» gruppenweise die Strassen von Wallenstadt, um auf die Jagd nach den Buben zu gehen





Eine der alten Gemeindemasken, die zum Stolz der Gemeinde Wallenstadt gehören und nur von Auserlesenen getragen werden dürfen

Bildbericht von Hans Emil Staub

Kopf an Kopf steht die Bevölkerung in der Hauptstrasse, wenn der Umzug kommt und die Schnitzelbankleute ihre Sprüche loslassen